

stens zwei Fäden möglich ist, müssen sie auf eine organische Unterlage geheftet worden sein, von der wahrscheinlich die braune humose Masse zwischen dem Schädel und den Röllchen stammte. Diese enthielt weder Fäden noch Fasern, so daß es sich bei ihr um Leder gehandelt haben dürfte.

Auf der Brust der Toten lag in Querrichtung eine 24 cm lange Bronzenadel mit aufgesetztem Kopf und leicht verdicktem Hals mit umlaufender Rillenzier (Abb. 35, 2). Nach einer am Institut für Werkstoffwissenschaften der Universität Erlangen durchgeführten Spektralanalyse (U. Zwicker, K. Nigge) sind Kopf und Schaft in zwei verschiedenen Schmelzvorgängen hergestellt worden. Eine Röntgenuntersuchung blieb hingegen ohne Ergebnis, da der Kopf zu dicht an den Schaft anschließt.

Zur Ausstattung der Toten gehörten noch ein Fingerring aus dünnem, stark kupferhaltigem Golddraht und ein dünner tordierter Goldohrring. Auffallend ist das Fehlen von Gefäßen, die in diesem Gräberfeld sonst regelhaft zu den Körperbestattungen gehörten. Von eventuellen Beigaben aus organischem Material hatte sich keine Spur mehr erhalten.

Unmittelbar unter der untersten Steinlage kam etwa in der Mitte des Grabes rechtwinkelig zur Längsachse eine kleine längliche Grube zum

Vorschein. An ihrem oberen und unteren Ende lagen kleine verrundete Kalksteine, in deren Umgebung die Grubenfüllung stark mit Holzkohlepartikeln durchsetzt war. Der dazwischenliegende Bereich bestand aus reinem Sand von auffallend grelloranger Färbung. An einer Stelle fanden sich neben den Steinen, in der schwarzen Verfärbung, einzelne kleine Knochenreste, bei denen es sich möglicherweise um die Bestattung eines zu der Frau gehörigen Kindes handelt. Ein Zusammenhang zwischen den beiden Gräbern darf jedenfalls als sicher angenommen werden.

Das Frauengrab zeitlich genauer einzuordnen, ist nicht ganz einfach, weil es bisher weder zu der Nadel noch zu dem Diadem direkte Parallelen gibt. Am ehesten dürfte wohl eine Datierung in das 12. Jahrhundert v. Chr. zutreffen (Hallstatt A 1). Wegen der beiden in Oberfranken bisher singulären urnenfelderzeitlichen Goldringe und dem aufwendigen Bau handelt es sich jedenfalls um ein außergewöhnlich reich ausgestattetes Grab.

Die zu dem Gräberfeld gehörige Siedlung ist vermutlich auf dem nahen Staffelberg zu suchen, auf dessen oberem Plateau bereits entsprechende Funde gemacht wurden.

R. Feger

Ein späturnenfelderzeitlicher »Feuerbock« mit Tierkopffenden von Tückelhausen

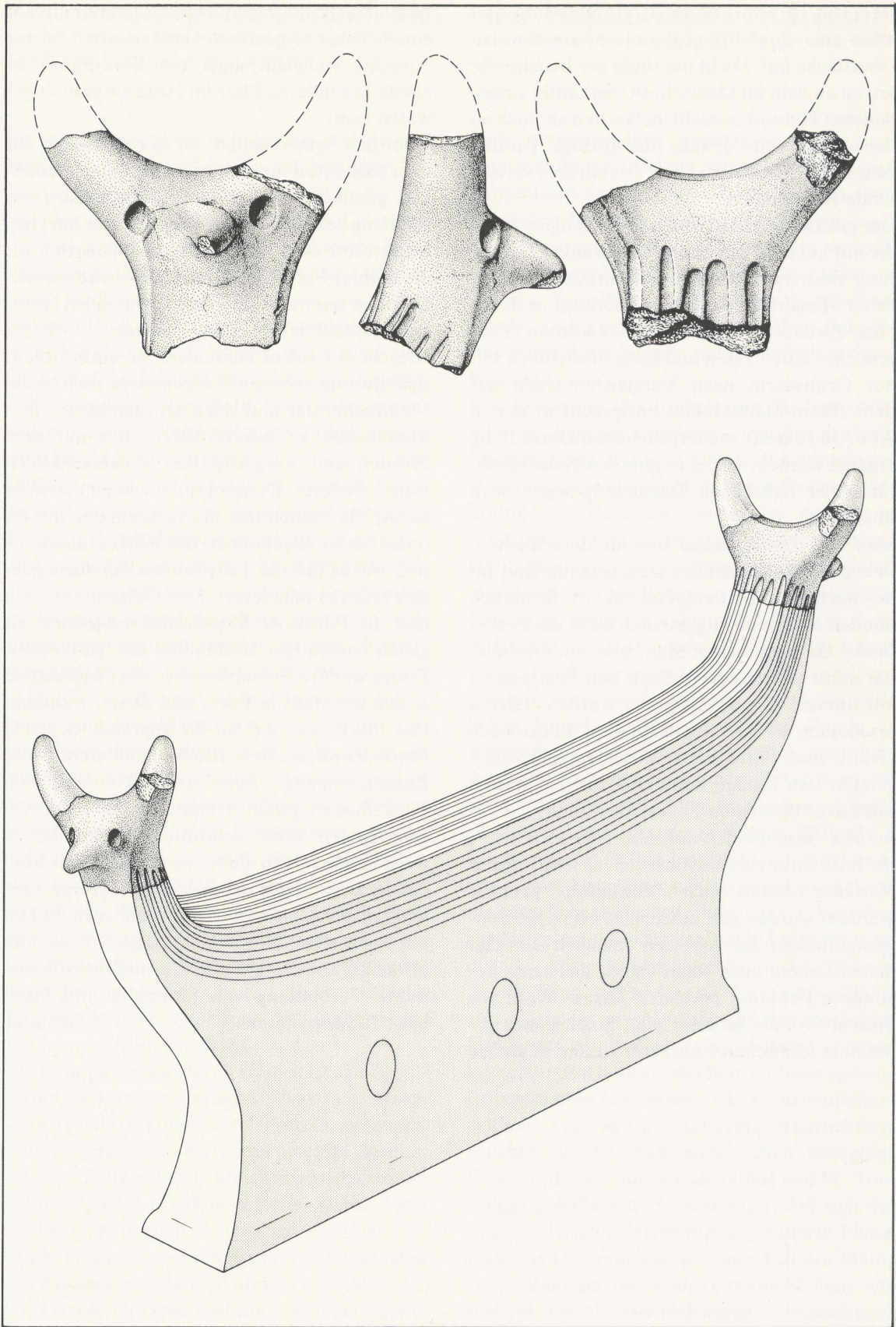
Stadt Ochsenfurt, Unterfranken

Bei einer Geländebegehung im Herbst 1983 entdeckte W. Gimperlein bei Tückelhausen in der Nähe der bekannten Fundstelle einer Etagen-Doppelbestattung der Glockenbecherkultur eine im Boden sich dunkel abzeichnende, angeackerte Siedlungsgrube. Unter dem bisher geborgenen, aus der oberen, unmittelbar gefährdeten Grubenhälfte stammenden Fundmaterial – vorwiegend dünnwandige, zum Teil graphitlinienbemahte und gerillte Feinkeramik der späten Urnenfelderkultur – verdient ein Stück besondere Beachtung.

Es handelt sich um einen noch ca. 8 cm hoch erhaltenen Tierkopf aus Ton, charakterisiert durch kräftig geformte Hörner, von denen eines

im Ansatz abgebrochen, das andere hingegen gut zur Hälfte erhalten ist und noch deutlich die ursprüngliche Gesamtform des Kopfes erkennen läßt (Abb. 36, oben). Die unbeschädigte Gesichtspartie ist durch eine scharf vorspringende, fast spitz zulaufende, vorne gerundete Nase geprägt. Seitlich daneben markieren tiefe runde Grübchen zwei große Augen. Direkt darüber setzen die Hörner an, die sichelförmig nach außen hochbiegen und in ihrer Form ganz offensichtlich als Rinder- oder Stiergehörn anzusprechen sind. In der Vorderansicht erscheint das Gehörn zudem in der ebenmäßigen Form einer Mondsichel.

Der Qualität der Form entspricht das Material:



36 Tüchelhausen. Stier- oder Rinderkopfende eines »Feuerbocks« (oben) und Rekonstruktionsversuch (unten). Maßstäbe 1:2 (oben) und ca. 1:4 (unten).

Der Ton ist fein gemagert, gut gebrannt und weist eine sorgfältig geglättete braunschwarze Oberfläche auf. Dicht oberhalb der Bruchstelle setzen an dem im Querschnitt vierkantig ausgebildeten Halsteil, sowohl im Nacken als auch an der rechten Seite, jeweils fünf kräftige, parallel zum Zentrum des einstigen Tonkörpers verlaufende Riefen an.

Die gekantete Halspartie, die Riefenzier sowie die nur auf eine Schauseite beschränkte Verzierungen sind typische Merkmale urnenfelderzeitlicher »Feuerböcke«. Unser Stierkopf ist daher ohne Zweifel als Endstück eines solchen »Feuerbocks« aufzufassen und kann hinsichtlich seiner Grundform nach Vergleichsstücken aus dem Rhein-Main-Gebiet entsprechend der in Abb. 36 (unten) wiedergegebenen Darstellung ergänzt werden, wobei er jene durch die Qualität seiner figürlichen Darstellung sogar noch übertrifft.

Sinn und Zweck dieser urnenfelderzeitlichen, »Feuerbock« genannten Gegenstände sind indes noch nicht befriedigend geklärt. Sicherlich handelt es sich im allgemeinen nicht um Feuerböcke im eigentlichen Sinn, also um Gestelle, die meist paarig zur Auflage von Bratspießen am offenen Feuer verwendet wurden. Hierzu erscheinen die meisten bekannten Stücke nach Größe und Form denkbar ungeeignet; auch zeigten sich bislang keine eindeutigen Spuren intensiver dauernder Feuereinwirkung. Die tönerne urnenfelderzeitlichen »Feuerböcke«, die nach ihrer gebräuchlichsten, sichelförmigen Variante oftmals auch »Mondidole« genannt werden, wurden fast ausschließlich in Siedlungen gefunden. Sie gehörten demnach zum täglichen Leben, auch wenn sie für uns keine bestimmte Funktion erkennen lassen. Wohl aus diesem Grunde schreibt man ihnen daher gemeinhin kultischen Charakter zu und nennt sie

Idole. Da diese Gegenstände fast immer nur auf eine Schauseite gearbeitet sind, dürften sie zur Ansicht, vielleicht auch zur Verehrung, an einem besonderen Platz im Haus aufgestellt gewesen sein.

Über den Symbolgehalt der »Feuerböcke« hat man sich schon die unterschiedlichsten Gedanken gemacht. So wurde verschiedentlich die Meinung geäußert, es handele sich hier um Hüttenakrotiere oder um kleine Votiv-Feuerböcke, die in ihrer Form auf echte Feuerböcke zurückzuführen seien und als Symbole auf einen Herdkult hindeuteten. Häufiger wurde jedoch die Ansicht vertreten, zumindest die einfacheren, sichelförmig gebogenen Exemplare stellten die Mondsichel dar und seien als Sinnbilder eines Mondkultes zu interpretieren, der auf dem Werden und Vergehen des Mondes basiert. Eine weitere Deutungsmöglichkeit besteht darin, die Sichelform als Gehörn des Stieres (oder besser allgemeiner: des Rindes) aufzufassen, wie es uns die Tierprotome des vorliegenden Stückes nahelegen. Das Gehörn hat auch hier die Form der Mondsichel, ist jedoch zugleich eindeutiger Bestandteil des Tierkopfes. Einige weitere Exemplare typischer Mondidole zeigen ebenfalls in Form und Dekor rudimentäre Merkmale, die auf die zugrunde liegende Form des Stieres bzw. Rindes hindeuten. Diese Zusammenhänge führt unser Neufund von Tüchelhausen gleich in doppelter Weise vor Augen: Durch seine gehörnten Tierkopffenden weist er zum einen eindeutig auf den Stier bzw. das Rind hin, zeigt dabei aber gleichzeitig – sowohl in der Gesamtgestaltung wie auch im Detail der Hornbildung – die Mondsichelform und offenbart auf diese Weise die inhaltlich-thematische Verbindung von Mondidol und Stier bzw. Rindersymbol.

G. Wamser